Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 3 Lemberg, am 20. Jänner (Januar) 1929

Jenny macht Karriere

Von Hans Bachwitz.

6)

„Hinsichtlich des Brotes leugne ich die Notwendigkeit des menschlichen Fortschritts bis zu Aktien, Dividenden, Gründergewinnen. Das Brot ist heilig!“

„Ach — Sie sind wohl Bolschewist, Herr Doktor?“

„Wäre der Bolschewismus imstande, aus Menschen Brüder zu machen, so wäre ich es wahrscheinlich. Es kommt doch aber gar nicht darauf an, was einer ist, sondern was er denkt!“

„Und was denken Sie, Herr Doktor?“ fragte Jenny ein klein wenig spöttisch.

„Ich denke momentan, daß es wunderschön ist, umsonst vier Wochen in einem herrlichen Hotel mit allem Komfort leben zu dürfen!“

„Hätten Sie sich nicht mit Ihrem Papa gezankt — — —“

„Das habe ich nie getan. Als mein Vater Generaldirektor der Hüngerlbrot-Werke wurde, verlangte er von mir, ich möchte die Jura studieren und Syndikus des Unternehmens werden.“

„Das ist doch sehr schön und ehrenwert!“

„Gewiß. Ich war aber auf die Philosophie und auf die Geschichte versessen, wollte Dozent werden. Da erklärte Papa, er habe nichts übrig für brotlose Künste, und als Dozent könne man sich noch nicht einmal den Senf zu Wiener Würstchen verdienen. Warts ab, sagte ich und ging meiner Wege, um mich selber durchzuschlagen.“

„Als Dozent?“

„Zunächst leider erst einmal als alles mögliche Andere. Mein Examen hatte ich gemacht. Ich versuchte mich als Schriftsteller, als Hauslehrer, als Dolmetscher — ich spreche vier Sprachen — leider nur tote. Am schnellsten verdiente ich Geld, wenn ich alles, was ich nicht brauchte, versetzte. Auf die Dauer kann man aber davon nicht leben. So wurde ich aushilfsweise bei der Straßenbahn angestellt. Und jetzt ist ja auch meine erste Arbeit gedruckt worden — — —“

„Ueber den Elefanten in der Politik — — —“

„Das Relevante in der Politik des Denkens. Ich freue mich ja wahnsinnig über diese Ferien. Sie werden mir Muße geben, meine Habilitationsschrift zu entwerfen. — Aber Sie, mein gnädiges Fräulein, — wie kommen Sie — wollten Sie nicht eine Automobiltour machen — nach Garmisch-Partenkirchen?“

„Ja — das habe ich auch getan. Aber mich hat keine Brotfabrik unglücklich gemacht, sondern — —“ Sie brach ab. Es war zu peinlich, diesem fremden Menschen das ganze Abenteuer zu erzählen. Peinlich und vielleicht nicht ungefährlich. Denn er würde ihr nicht glauben. Und ihr lag irgendwie daran, gerade auf Dr. Hüngerl keinen schlechten Eindruck zu machen.

„Sondern?“ fragte Dr. Hüngerl, und seine klugen, gütigen Braunaugen sahen sie unter der scharfen Brille ernst an.

„Gott, ich hatte da eine Menge Differenzen — Mißhelligkeiten — Kummer und so — — —“ orakelte sie. Ein Glück, daß man in der Dämmerung nicht erkennen konnte, wie rot sie wurde.

„O Pardon, gnädige Frau, ich wollte natürlich nicht zudringlich sein,“ bemerkte Hüngerl und knipste die Laterne aus, deren Licht er von Jenny abgewandt gehalten hatte.

„Warum sagen Sie auf einmal gnädige Frau zu mir?“

„Es gibt Differenzen, Mißhelligkeiten, Kummer meinetwegen, die nur den verheirateten Frauen vorbehalten sind. Ich habe da so meinen Instinkt,“ meinte Hüngerl respektvoll, und Jenny beschloß, ihn nicht über ihre Person aufzuklären, so peinlich es auch war, für eine verheiratete Frau gehalten zu werden, deren Mann niemand kannte.

Unmittelbar an der Schleppe der Hochebene lag Neun am Main, ein behäbiges Dorf mit sauberen Gehöften, breiten Triften, strotzendem Vieh und biederen Menschen. Ueber all dem hielt das traditionelle Kirchlein seine Schwingen und richtete die Spitze seines Rettichturmes gleich einem Periskop gen Himmel, die Laune des Herrn zu beobachten. Neun am Main hieß aber auch die Station, an der alles aussteigen mußte, was nach Adlersgreif wollte, das ein großes gelbes Omnibusauto bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 30 Kilometern auf manchmal schon recht steilem Weg in einer guten Stunde zu erreichen versprach.

In seiner weißen Heiterkeit lag Adlersgreif, ganz restauriertes Barock, unter den dunkelgrünen Waldhängen der Alpenvorberge. Ein ausgedehnter Bau auf künstlich erhöhtem Untergrund, so daß man vermeinen mochte, es rage aus breiter Bergkuppe. Der Hauptbau im Stil eines feudalen Ritterkastells blickte vorn auf einen riesigen, von Boskets und Hecken umsäumten Platz mit Tischen und Stühlen unter bunten Schirmen, hinten auf die Idylle des dichten Nadelwaldes. Nebenbauten im chinesischen und orientalischen Stil, Liegehütten, Wandelgänge, waren sinnvoll um ein Bassin mit Nymphen, Faunen und Tritonen geordnet, deren Wasserkünste an schönen Abenden bunt beleuchtet spielten. Aale, Forellen, Schleien und zweihundertjährige Karpfen bewohnten das Becken. Und wenige Minuten hinter dem Bassin am Eingang einer dunkelschattigen Allee von gestutzten Hecken und Bäumen war eine Fasanerie mit merkwürdigem Vogelgetier und ein übergitterter Zwinger, in dem ein alter Bär auch im Sommer seinen Winterschlaf hielt.

Es war nach der Jause, dieser geheiligten Stunde im österreichischen Tageskalender der Gemütlichkeit. Schloß Adlersgreif, mit seinem herben, grünen Klima mehr ein Aufenthalt für den Hochsommer, war jetzt, Anfang Juni, noch schwach besucht. Doch von um so vornehmeren Gästen, deren Verhältnisse ihnen gestatteten, nach Neigung auszuruhen. Es war auch jetzt in der sogenannten Vorsaison nicht jedem Sterblichen möglich, für längere Zeit im „Internationalen Palasthotel Schloß Adlersgreif aus dem Besitz des Erzherzogs Josef Karl“, wie der lange offizielle Titel lautete, Aufenthalt zu nehmen, weil unter 100 Schillingen täglich dort nicht auszukommen war.

An einem Tisch im Garten des Hotels saßen in bequemen Rohrsesseln drei Herren. Einer von ihnen, groß, breit, stämmig, Hakennase im lederbraunen, glattrasierten Gesicht, Monokel im rechten Auge, das dünne, gelbgraue Haar rechts und links neben der Illusion eines Scheitels mit Pomade festgeklebt, war der ehem. kgl. preußische Major Remo von Quistitz, berühmt durch seine militärische Broschüre: „Warum das dritte Bataillon 865. Res.-Inf.-Regt. in der zweiten Marneschlacht nicht eingesetzt wurde? Mit vielen Karten und Plänen, ein Beitrag zur Strategie des Weltkrieges.“ Wir werden noch Gelegenheit haben, uns mit diesem grundlegenden Werke zu befassen, das nach Ansicht des Autors einwandfrei darlegte, weshalb infolge der Vernachlässigung genannten, von dem Major geführten Bataillons der Weltkrieg gar nicht anders als verloren gehen konnte.

Neben ihm im Tennisdreß rauchte träumerisch ein mittelgroßer Herr, Ende der Dreißig, elegant und salopp. Das war der Dr. Weibezahl, ehem. Direktor der Kriegspapierabfallverwertungs A.-G. und infolgedessen jetzt Privatmann mit schöngeistiger Einstellung.

Der Dritte aber war Sennor Jacinto Puma aus Iraguita in Südamerika, der angeblich seine Ferien in Europa verlebte, ein kleiner, sehniger Herr, dem man nicht geglaubt hätte, daß er schon weit über vierzig alt war. Sein gelbes Gesicht mit den tiefschwarzen Haaren hatte den sammetweichen Teint der gut erhaltenen Südländer. Der Kolibrigeschmack seiner tro-

pischen Heimat äußerte sich bei ihm in einer zart horizontblauen Flanellhose, orangefarbenem Pullover, gelbseidenem Sporthemd mit weit übergelegtem Kragen, unter dem eine kaffeebraune Krawatte mit lilafarbenen Punkten und Strichen flatterte, in der eine große, vom Schnabel eines Reihers in Gold gehaltene, graue Perle, von köstlichem Glanz funkelte.

Was den deutschen Kriegsmann anbelangte, so hatte er vor sich eine muskulöse Mischung von Whisky, Gin, Arrac und etwas Sodawasser stehen. Dr. Weibezahl kultivierte einen hellen, grünen Tee ohne jede Zutat in dünner Porzellantasse, und der Aequatorianer sog durch einen Strohhalm Absynth. Es ging den Herren ersichtlich gut.

„Wobei ich selbstverständlich nicht leugnen kann, noch will, daß der strategische Grundgedanke des A. O. K., den Feind vom linken Flügel aufzurollen, sachlich ganz richtig war", setzte der Major eine längere Ausführung fort. „Wir müssen aber nicht außer acht lassen — — —"

„Ja, die deutsche Armee," unterbrach begeistert der Kolibri. „Wir in Iraquita, wir haben gewettet, daß ganz großer Sieg sicher ist!"

„Wäre auch ohne jede Frage so gewesen," bestätigte der Major und nahm einen Bügeltrunk, aber — — —"

„Zu denken, daß alles wieder grünt und blüht, und daß über den Schauder unserer Erinnerungen die Hoffnung auf die Zukunft triumphiert!" stilisierte schwärmerisch Dr. Weibezahl.

„Ob nun Ihre Erinnerungen gar so schaudervoll sind, mein Lieber, wo Sie doch in einem Jahr tausend Prozent Dividende über die notleidenden Heimkrieger ausgeschüttet haben — —" mäkelte der Major. Er konnte Weibezahl nicht leiden. Trotz Eisernem Kreuz. Unblutige Ausgabe am weißen Bande.

„Eh, Major," lenkte Jacinto ab. „In kurzer Zeit kommt die Diligencia. Ich fühle eine Sensation. Am Ende erscheint endlich eine diskutable Sennora!"

„Die Frau verw. Konrektor Hefesand is woll keine Sennora, was?" lachte dröhnend der Ritter.

„Hasta la vista!" schrie Jacinto und spreizte alle zehn Finger, die von Ringen funkelten, abwehrend aus. „La Madonna Correctore — oh, valga me Dios!"

„Die Tochter ist nicht ohne Reiz!" bemerkte versöhnlich Weibezahl.

„Wenigstens tut se so, als ob se das moderne Banner überm Bubikopf schwenkte," ironisierte Quistitz. „Sie läuft doch'n ganzen Tag mit dem lyrischen Sonntagsreiter uff'm Pegasus durch die Gefilde. Das is doch 'ne Erscheinung, diese knickrige Blausocke, die hätte ich nich mögen in meinem Bataillon haben. Dem hätten wir die Versfüße ellenlang aus der Neese gezogen. Da kommt er übrigens wieder angedrömelt wie der bekannte mulus in tabula!"

„Lupus in tabula!" belehrte mit Verachtung Weibezahl.

Auf der Terrasse des Hotels war ein junger Mann erschienen, sehr schlank, sehr blaß, sehr intellektuell. Er hatte einen gut geschnittenen Kopf, dem das üppige, nach hinten gekämmte schwarze Haar einen befremdlichen Charakter verlieh. Der Major nannte ihn deswegen das Mähnenschaf, aber das war nur Bosheit.

Zuzugeben ist allerdings, daß der Jüngling über Gebühr bemüht war, rein geistig, geradezu „spirituell" zu wirken, daß er sich anstrengte, die Falten um den Mund durch eine ständige bittere Grimasse zu wahren und zu vertiefen, daß er seinem Blick etwas düster Lohendes gab und in der Haltung müden Weltschmerz zeigte. Aber schafsmäßig war das alles nicht, nur verstiegen, überspitzt, entartet. Der junge Mann hieß Francis Fidikuk und gehörte zu den Führern der Expressionisten. Wiewohl er noch kein Werk geschrieben, geschweige denn veröffentlicht hatte, unterlag doch keinem Zweifel, daß er dermaleinst die Flamme seines Ruhmes in den Schutthaufen schleudern würde, als den sich die gesamte deutsche Literatur in seinen und seiner Freunde Augen darstellte.

Die Damen, hinter denen Francis mit weichen, erschöpften Schritten ging, waren Frau Cornelia Hefesand, Gattin des Konrektors gleichen Namens, und ihre Tochter Marie, genannt Mimi. Wie Frau Hefesand aussah, wird der geehrte Leser sich ohne weiteres denken können, wenn wir ihm verraten, daß sie eisengraue Haare hatte, die am Hinterkopf in ein straffes Knüzchen endeten, daß sie nur schwarzseidene Gewänder und am Busen statt jedes anderen Schmuckes einen zusammengeklemmten Kneifer am goldenen Häkchen hängen hatte. Sie befürchtete, daß Jeremias — — so hieß der ferne Gatte — — ihre Abwesenheit benutzen würde, um ungestört die Gardinen mit Pfeifenqualm vollzupaffen, und sie fürchtete weiter, daß Mimi, die leider ein wenig aus der Art von Konrektoren geschlagen war, nicht so leicht in den Kriegshafen der Ehe würde einlaufen wollen. Andere Sorgen hatte sie nicht.

Die Tochter Mimi war ein sehr hübsches Mädchen von 22 Jahren mit einer frechen Oberlippe und einem pikanten Näschen. Sie puderte und schminkte sich und wusch den schwarzen Pagenkopf mit Lotion Coty. Sie kleidete sich ein wenig extravagant und war offenbar eine „fausse Passionee" wie Huysmans die Frauen nennt, deren Feuer in der Nähe immer kälter wird.

Francis verabschiedete sich von den Damen; er wolle versuchen, Genaueres über den Eisenbahn- und Poststreik zu erfahren, denn er erwartete seit Tagen eine wichtige Sendung.

„Gedichte schicken doch die Redaktionen neuerdings nicht mehr zurück!" bemerkte Mimi schnippisch. Aber Francis warf ihr nur ein wundes Lächeln zu und ging seiner Wege.

Die Damen schritten an den uns schon bekannten drei Herren vorüber und setzten sich abseits an einen Tisch.

„Das Mädchen riecht wie der selige Leichner!" meinte halblaut der Major.

„Gegen die Mutter ist sie eine wahrhafte Erholung!" erklärte Jacinto und brannte eine heimische Papierzigarre an.

„Ein Kuckucksei!" stellte Weibezahl fest.

Frau Cornelia Hefesand hatte inzwischen den Kneifer losgenestelt und seufzend eine Postkarte aus ihrem gestrickten Pompadour herausgekramt.

„Wer weiß, wie lange unser guter Vater nun nichts mehr von sich wird hören lassen!" sagte sie bekümmert zu ihrer Tochter, [illegible] eine Zigarette anzündete. „Der gräßliche Str[illegible]" und sie schickte sich an, die Karte zu lesen. Dabei schielte sie ab und zu über den Klemmer zur Tochter.

„Wipple nicht so mit den Füßen!" kommandierte sie plötzlich streng.

Die Tochter lachte und blies den Rauch durch die Nase.

„O, wie bedauerlich, Ma, daß die lockere Freiheit meiner Bewegungen dich zu so untergeordneten Ausdrücken hinreißt!" erwiderte sie und wippelte um so stärker.

„Lockere Freiheit! Du hast Redewenungen an dir, die eines jungen Mädchens wahrlich unziemlich sind. Gott hat dich in seiner unverständlichen Güte mit einem eingebildeten Talent fürs Theater geschlagen, aber dein guter Vater und ich wissen uns frei von der gräßlichen Möglichkeit einer Vererbung!"

„Man kann dir hoffentlich nichts nachsagen, Ma!"

„Was soll das heißen!" rief Frau Hefesand, klaffend vor Entrüstung.

„Nicht jeder stammt vom Samen der Atriden, den mütterlich ein Griechenschoß gebar!" deklamierte Mimi großartig und rollte die R. und die Augen.

„Nu hör aber auf mit deinen Gemeinheiten!" schrie Frau Hefesand und schlug auf den Tisch.

„Gemeinheiten? Ich zitiere!" entgegnete Mimi gemacht harmlos.

„Das ist eben die Gemeinheit! Wenn du zitierst, zitierst du nur solche Gemeinheiten! Zuck nicht so frech mit den Schultern und nimm den Glimmstengel aus dem Munde, wenn du mit mir redest!"

„Ich rede ja keinen Ton!"

„Schweig!" Und Frau Hefesand vertiefte sich, seufzend und sorgenvoll den Kopf schüttelnd, in ihre Postkarte, während die Tochter gleichmütig weiterpaffte und immer koketter mit den Beinen wippte, je mehr Herr Dr. Weibezahl sich bemühte, diesen gymnastischen Uebungen scheinbar absichtlos zu folgen.

„Na, was schreibt der lateinische Erzeuger?" fragte Mimi, als Frau Hefesand schließlich die Karte mit einem abschließenden Seufzer wieder in den Beutel steckte und den Kneifer absetzte.

„Wie nennst du deinen würdigen Vater???" rief Frau Cornelia atemlos vor Entrüstung. „Lateinischer Er — — —"

„Das ist doch keine Kränkung! Viele würdige Männer waren lateinische Erzeuger: Romulus und Remus, Augustus, Cicero, Spartacus —"

„Wahrhaftig — wenn mir jetzt nicht die Hand leid wäre, ich müßte dir doch gleich — — —"

„Ja, das tu nur! Die Herren lachen sich so wie so schon bucklig über uns!"

Dieses Argument schlug durch. Frau Hesesand glättete die empörten Wogen ihrer Miene und lächelte sauer:

„Du kannst einen aus der Haut springen lassen!" Und sie erwiderte die Verneigung Dr. Weibezahls mit übertriebener Freundlichkeit. „Dr. Weibezahl grüßt — willst du nicht danken?"

„Ach dieser sentimentale Schieber!"

„Wirst du wohl! Der Mann ist eine allererste Partie!"

„Nicht für mich!"

„Du hast wie jedes junge Mädchen die Pflicht einen braven Mann zu heiraten, ihm die Wirtschaft zu führen — — —"

„Und ihm ein Rudel Kinder zu verehren. Jedes Jahr eins, in Schaltjahren zweie! Freibleibend! Danke!" Mimi warf die Zigarette mit elegantem Schwung fort.

„Woran du immer gleich denkst!"

„An die Liebe!"

„Das findet sich! Heirate erst mal!"

„Und meine Kunst?" Mimi nahm eine tragische Miene an.

„Als ob du es auf der Bühne jemals zu etwas bringen würdest! Nein — wer mir das an deiner Wiege gesungen hätte, die ich immer rein gehalten habe! Hat sich Fidikuk noch nicht erklärt?"

„Pe — dieser Schaute!"

„Er gefiel dir doch so gut!"

„Und er gefällt mir nicht mehr — basta!"

„Unbegreiflich! Ein so wohlanständiger Jüngling — ein so begabter Dichter!"

„Keine Spur von Talent! Das sagst du nur, weil du sein expressionistisches Gestammel nicht verstehst. Ha! Wenn ich mich noch an das Gedicht erinnere, das er mir gemacht hat — —"

„Oh, rief Cornelia entzückt und drehte das Weiße der Augen nach oben, „er hat dir ein Gedicht gemacht. Das ist ernst. Mit Gedichten fangen die Schüchternen immer an. Dein guter Vater sagte mir einst durch die Blume, daß er mich zum Weibe begehre. Warte mal, wie war es nur gleich — —" Sie dachte nach. „Ja — so wars!" und sie deklamierte: „Darf ich wagen, dir zu sagen, daß für dich mein Herz will schlagen? Sei mir gnädig, ist es nötig, daß zwei Menschen ewig ledig? — So wars. Ich habe sehr geweint!"

„Kein Wunder," bemerkte Mimi doppelsinnig. „Da bleibt kein Hühnerauge trocken!"

„Und was dichtete dir Herr Fidikuk?"

Mimi setzte sich in Positur, stützte den Arm aufs Knie und das Kinn in die Hand, während sie mit dumpfem Blick starrte wie die Orska als Lulu. Und sie tragierte die Verse Fidikuks: „Traum funkelt Nacht — Kuß jauchzt auf deinen Brüsten! Umnacht von lohen Lüsten schreit weißer Glieder Pracht — Begierde wacht!"

Frau Hesesand zappelte vor Entrüstung.

„Er wagte es wirklich, dir eine solche ekelhafte Schmutzerei zu schicken?" jappste sie.

„Reg dich nicht auf! Wenn er mich geheiratet hätte, hättest du gegen das Gedicht nichts einzuwenden gehabt!"

„Ganz was anderes! In der Ehe kann ein Mann dichten wie er will!"

Fernes Hupengedröhn unterbrach das erbauliche Gespräch.

„Eh — la diligencia!" rief Jacinto und sprang auf.

„Nu werden wir ja sehen, ob Ihre Donna kommt!" meinte der Major, und lachte dröhnend, die zerkaute Zigarre zwischen gelben Zähnen. Dr. Weibezahl erhob sich und sagte, er würde ein bißchen den Damen Hesesand Gesellschaft leisten.

In scharfen Kurven, den Berg hinauf zum Vorplatz des Hotels knatterte das riesige gelbe Auto. Der Schalthebel knirschte, die Bremsen kreischten, und plötzlich hielt der Wagen. Er bedeutete die Sensation des Tages, heute mehr noch als sonst, weil man wegen des Streiks nicht damit gerechnet hatte, daß er noch verkehren würde. Fast alle Gäste des Hotels, in der Mehrzahl Damen jeden Alters, standen und saßen auf der Veranden und im Garten und verfolgten das Schauspiel, das bei neuankommenden Gästen immer wieder interessierte. Wenn sie allerdings erwartet hatten, heute besondere Spannung zu erleben, so war das ein Irrtum, den schon ein Blick auf das Automobil berichten mußte. Auf dem breiten Dach, inmitten des Eisengitters stand nur ein eleganter gelber Koffer, und daneben lag armselig und untergeordnet ein kleines graues Segeltuchköfferchen.

Nur eine Dame und ein Herr stiegen aus. Der Herr machte mit seinem äußerst bescheidenen Sommermantel, dem zerdrückten Filzhütchen und der in Stahl gefaßten Brille überhaupt keinen Eindruck. Hier lag offenbar ein Versehen vor, und weder der hühnenhafte Hausdiener in seiner schwarzbraun gestreiften Aermelweste, noch der elegante Portier in seinem bordeauxroten Gehrock, noch auch schließlich der kleine Page im gelben kurzen Röckchen nahmen von ihr irgendwelche Notiz. Er trippelte mit den kleinen, hastigen Schritten der Kurzsichtigen die imposante Treppe hinauf, ging eilig und von niemand beachtet, durch die gläserne Windschutztür in die Empfangshalle und legte einem dort amtierenden Herrn im tadellosen Gehrock ein grünes Heftchen vor, das aus 30 perforierten Blättchen bestand, auf denen zu lesen war: Gut für 150 Schilling! Internationales Palasthotel, Schloß Adlersgreif.

Obwohl der Betrag von 4500 Schilling bereits durch die Lotterie zum Besten abgebauter Privatbeamter an die Kasse des Hotels gezahlt war, nahm man den glücklichen Gewinner wie einen äußerst lästigen armen Verwandten aus der Provinz auf und wies ihm ein Zimmer im vierten Stock an, das im allgemeinen einem Pensionspreis von 50 Schilling entsprechen mochte. Daß der Ankömmling sich auf dem Meldezettel als „Dr. Hüngerl, Privatgelehrter aus Berlin" bezeichnete, trug keineswegs zu seiner Rangerhöhung in den Augen des eleganten Empfangschefs bei.

Inzwischen hatte Jenny das Aufsehen erregt, das eine so reizende Erscheinung erwarten durfte. Ihr Gepäck war im Nu versorgt, und ein vorbildlich angezogener Oberkellner bemühte sich um sie wie ein Zeremonienmeister um seine junge Fürstin. Neben dem Major stand Jacinto und trat aufgeregt von einer Gummisohle seiner Tennisschuhe auf die andere. Er hatte seine rechte Hand in den Arm des Majors gekrallt und hörte nicht auf, zu flüstern: Santa madre del Paz — was habe ich gesagt? Meine Ahnungen!" Und der Major mußte zugeben, daß sie die Prophetie des „Schlangenbändigers", wie er Jacinto bei sich nannte, auf das Wunderbarste erfüllt hatte.

Auch die anderen Gäste, vor allem die Damen, wobei Frau und Fräulein Hesesand nicht auszunehmen sind, widmeten Jenny ein erstauntes und, fast könnte man sagen, neiderfülltes Interesse. Wäre Jenny nicht durch die mehr als aufreibenden Ereignisse der letzten Tage abgehärtet worden, so hätte sie sich in diesem Spalier von Blicken jeder Art verlegen gefühlt. Aber die einander überstürzenden Ereignisse und nicht zuletzt das Gespräch mit Herrn Hüngerl hatte sie von der Wirksamkeit ihrer Person dermaßen überzeugt, daß sie mit der vorbildlichen Haltung einer großen Dame die Halle des Hotels betrat und mit kühlem Blick die Höflichkeits-Bezeugungen des Empfangschefs quittierte, der sie nach ihren Wünschen fragte. Er wies ihr sofort das Apartement Nr. 8, bestehend aus einem kleinen Salon, Schlafzimmer, Bad und Vorraum an und schob ihr mit der einen Hand den Meldezettel zu, während er ihr mit der anderen seinen eigenen goldenen Bleistift kredenzte. „Darf ich gnädige Frau um die Eintragung bitten!" Und er verharrte, vorgeneigt den tadellos frisierten Kopf zur Seite gesenkt.

Hm! Jetzt war guter Rat teuer. Durfte sie sich als „Jenny Wichler, Probierdame aus Berlin" eintragen? Durfte sie in dieser eleganten Karawanserei eine Maske lüften, an die sie sich bereits gewöhnt hatte — die Maske der Dame von Welt auf Reisen? Durfte sie es darauf ankommen lassen, mit niederträchtiger Höflichkeit hinauskomplimentiert zu werden? Wenn sie die Möglichkeit gehabt hätte, einen Zug zu besteigen und zu entfliehen — vielleicht. Aber sie befand sich in Notstand, sie hätte nicht gewußt, wohin sie ihr, ach, so müdes und erschöpftes Haupt zur Ruhe betten sollte, wenn sie nicht hier ein Unterkommen fand, das ihr über die Zeit des Streiks hinweghalf. Und durfte sie es wagen, sich als lediges Fräulein auszugeben? Wie sollte sie sich gegen gewisse Zudringlichkeiten schützen, denen man als Dame hier ganz besonders ausgesetzt war — nach den Blicken zu urteilen, die ihr vorhin gefolgt waren? Nein — alles kam darauf an, einen Eindruck zu erwecken, der vor Unannehmlichkeiten jeder Art schützen mußte. Und sie schrieb mit fester Hand in den Meldezettel: Frau Generalkonsul Pasada aus Berlin, weil sie sich erinnerte, diesen Namen in dem Eisenbahnroman gelesen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Ein vorbildliches Parlament

Die Nachkriegszeit hat allen Abgeordnetenhäusern vieler Länder so manche Veränderung gebracht. Wie oft ist solch ein Reichstag aufgelöst worden, wie oft begegnete man neuen Gesichtern auf den Abgeordnetenbänken. Die schöne Ordnung, der gute Ton und der Anstand, die noch vor dem Kriege vorherrschten, verschwanden, Tumulte, wüste Exzesse wurden zu täglichen Erscheinungen, erhitzte Gemüter kamen ins Handgemenge, und es sind sogar Morde in Parlamenten vorgekommen, wie in der serbischen „Skuptschina“. Der Präsident einer solchen Versammlung von Volksvertretern hat in diesem „hohen“ Hause kein leichtes Spiel, und die Ordnungsrufe, die er täglich verteilen muß, sind kaum zu zählen. Natürlich erleidet das Ansehen und der Einfluß einer solchen repräsentativen Erscheinung wie des Parlamentspräsidenten eine starke Einbuße. Es ist erfrischend und erfreulich zugleich, in diesem Zusammenhange über das kanadische Parlament zu berichten, das vornehmste und wohlgesittetste Abgeordnetenhaus der Welt. Hier ist es für den Präsidenten keine Mühe und Plage, solch eine Sitzung zu leiten, hier wird das als Ehre und Pflicht angerechnet. Noch nie ist der Vorsitzende in Versuchung gekommen, auch nur einen Abgeordneten mit dem Ordnungsruf zu bedrohen, erteilt ist er noch nie worden. Kein Wunder, das die Sitzung ruhig und ungestört verläuft, und der Präsident gestört während der Rede des Herrn Abgeordneten seine Zeitung liest oder sonst gar seine Privatkorrespondenz erledigt. Unlängst nur wurde es etwas lauter im Sitzungssaal, als ein Deputierter den Präsidenten in der höflichsten Form bat, er möchte seine Privatbriefe doch zu Hause schreiben.

Vitamine, die beim Mahlen verloren gehen

Auf Grund eingehender Untersuchungen im biochemischen Laboratorium der Universität Cambridge machen die englischen Gelehrten Stammey G. Willimott und Frank Wokes den Vorschlag, dem Mehl trockene Hefe beizufügen, um den bei dem modernen Mahlprozeß eintretenden Verlust an Vitamin B zu ersetzen. In einem diesem Thema gewidmeten Artikel im „Lancet“ zitieren die Forscher den großen Chemiker Liebig, der erklärte: „Je weißer das Mehl ist, desto weniger Nährstoffe enthält es.“ Wie die Autoren ausführen, bestehen mindestens zwei Fünftel der Volksnahrung aus Brot, und alle zu seiner Verbesserung eingeleiteten Verfahren sind gegenwärtig auf dem toten Punkt angelangt. Das moderne Mahlverfahren wird für den beträchtlichen Verlust an Vitamin B verantwortlich gemacht. Der dadurch bedingte Minderwert an Nährstoffen des Brotes werde heute von keinem Fachmann mehr in Zweifel gezogen. Auch die Mineralsalze gehen durch die Entfernung des Keimes aus dem weißen Mehl verloren; darunter befinden sich die Phosphate, die für die Nervennahrung so wichtig sind. Das am feinsten ausgemahlene Weizenmehl enthalte weniger als 0,4 Prozent Mineralstoffe, während das Korn selbst ein Prozent oder mehr enthält. Die häufig gemachte Feststellung, daß die Zugabe von Hefe beim Backen des Brotes das beim Mahlprozeß verlorengegangene Vitamin ersetze, sei erwiesenermaßen unkorrekt, denn es seien für diesen Zweck 15 Prozent frischer Hefe erforderlich, während das Maximum der bei der Brotbäckerei zugefügten Hefe nur 1,4 Prozent betrage. Man müsse, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, 3 bis 4 Prozent Hefe hinzufügen Auf dem Markt komme heute schon eine Anzahl feiner Mehle, denen trockene Hefe in verschiedener Dosierung beigesetzt sei.

„Ein Menschenfreund“

Natürlich ist ein Amerikaner auf diesen Gedanken gekommen, und natürlich ein Junggeselle, der nicht recht gewußt hat, was er anfangen soll mit seinem Geld, und vielleicht auch einer, der gern über seinen Tod hinaus noch Gesprächsstoff und Sensation des Tages sein wollte. Aber immerhin — wenn alle spleenigen Ideen von spleenigen Amerikanern so hübsch wären, dann könnte man eigentlich nur wünschen, daß es in Amerika immer recht viel reiche und spleenige Junggesellen gäbe. Dieser sonderbare Heilige hat also bestimmt, daß nach seinem Tode — er ist inzwischen gestorben — mit einem Fonds von 50 000 Dollar ein Heim errichtet werden soll, in dem nur junge, hübsche, geistreiche, kleine und sehr zarte Frauen wohnen dürfen. Und zwar dürfen sie nur im Alter von 16—28 Jahren sein. In seinem Testament fügt er hinzu, daß diese Frauen oft von Haus aus nicht die Möglichkeit geboten bekämen, so zu leben, wie es zu ihrem Wesen und zu ihren Wünschen passe, und daß es ihm deshalb Vergnügen mache, diesen Wünschen zur Verwirklichung zu verhelfen. Also ein Menschenfreund! Man stelle sich nun dieses Heim vor. Und man stelle sich die Aufregung vor, in der alle Bewerberinnen sich befinden werden, bis die Entscheidung gefallen ist und sie als „hübsche, junge, geistreiche und zarte Frauen“ angesehen und als berechtigte Bewohnerinnen in das Heim aufgenommen werden. Es wäre interessant, zu wissen, wer eigentlich die Entscheidung in dieser wichtigen Frage trifft, und es wäre auch ebenso interessant zu wissen, was man alles als „hübsch und geistreich und zart“ ansieht in Amerika. Viele Leute stehen freilich auf dem Standpunkt, daß hübsche Frauen recht selten auch geistreich sind — dieses Heim wird uns also eine große Zahl von Frauen vorführen, die in ihren inneren und äußeren Eigenschaften als die „Blüte“ ihres Geschlechts anzusehen sind.

Die Frau als Einkäuferin

Statistische Zahlen sind meistens trocken, aber die nachstehenden Ziffern werfen ein interessantes Schlaglicht auf die Rolle der Frau beim Einkauf — in Amerika. Eine kürzlich von der Blackman Co., eine der bekanntesten Reklamefirmen Neuyorks, herausgegebenen Broschüre „Selling the Modern Woman“ kommt zu dem Schluß, daß 98 Prozent aller im Lande hergestellten Produkte von Frauen gekauft werden. Nach den Untersuchungen der Gesellschaft werden 81 Prozent der Automobile, 98 Prozent der gesamten Hausratprodukte, 78 Prozent aller Drogen und 80 Prozent aller elektrischer Artikel von Frauen gekauft. Es wird festgestellt, daß die Frauen tatsächlich 85 Prozent der Einnahmen ihrer Männer ausgeben und mit ihm über die Ausgabe von weiteren 10 Prozent beraten. (Immerhin bleiben dem Armen noch 5 Prozent für seine eigenen Bedürfnisse!) Nach den Angaben der Broschüre wurden 1917 von 110 000 Frauen elektrische Waschmaschinen gekauft, 1927 waren es bereits 790 000. In der gleichen Zeit stieg der Absatz von elektrischen Eismaschinen von 1200 auf 635 000 und der Absatz von elektrischen Staubsaugern von 180 000 auf 1 028 000! Dabei ist zu bedenken, daß in der gleichen Zeit die Bevölkerung um kaum 20 Prozent zunahm. Wenn auch die Frau nicht über jeden Einkauf selbst entscheidet, so ist sie doch fast immer der entscheidende Faktor. Amüsant ist die Feststellung der Broschüre, daß mit den steigenden Einnahmen der Männer die Ansprüche der Frauen wachsen. Die amerikanischen Männer werden sich also beeilen müssen, mit diesen Ansprüchen ihrer Frauen Schritt zu halten, sonst erleben sie es eines Tages, daß die Frauen nicht bloß 98, sondern sogar 110 Prozent der Einnahmen ihrer Männer ausgeben.

Ein versteinerter Mensch

In Chile wurde vor einigen Wochen in der Nähe der Stadt Tocopilla in einem alten Kupferbergwerk ein vollständig versteinerter Körper eines alten Peruaners aufgefunden. Der Ueberlieferung nach wurde dieses Bergwerk vor Jahrhunderten durch die Eingeborenen ausgebeutet. Deshalb hält man auch den versteinerten Menschen für einen Peruaner aus der Zeit vor der Eroberung durch die Spanier, in der die nördlichen Teile Chiles zum Inkareich gehörten. Man fand den Versteinerten auf dem Rücken liegend in der Stellung, die er während seiner Arbeit einnahm, also offenbar mit dem Abhacken des erzhaltigen Gesteins beschäftigt war, als ein Einbruch der Stollendecke ihn verschüttete. Auch die kupferne Klinge seiner Hacke — im Inkareich kannte man nur Werkzeuge aus Kupfer und Bronze — wurde gefunden, dagegen keine Spur mehr von dem Stiel oder irgendeinem Kleidungsstück. Wahrscheinlich haben die in Chile häufigen Erdbeben dafür gesorgt, daß sich die Erde sehr dicht um den Verschütteten legte. Auf welche Weise aber die so entstandene Hohlform nach der Verwesung des Körpers die mineralische Füllung erhielt, das ist noch ein Rätsel, ebenso die Rasse, der man den versteinerten Menschen zuzählen soll.

Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Krämer, Lemberg. Verlag: „Dom“ Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck: „Vita“, zakład drukarski, Spółka z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.